

Körper und Seele

*Die beiden Untersuchungen – über die Vereinigung
finnischer Feuerwehrlaute und über deutsche
Studentenverbindungen – betrachten Institutionen,
in denen sich im Laufe der Geschichte
nationale Identitäten herausbildeten.*

Von Franz Schultheiss

„Heute hatte ich meine erste Paukstunde mit den drei Alemannen zusammen bekommen, sie bildet eine ganz gute Abwechslung zwischen Logik und Institutionen“, so der achtzehnjährige Student Max Weber in einem Brief vom 2. Mai 1882 an seine Eltern.

Max Weber war in die Studentenverbindung „Alemannia“ eingetreten, der auch sein Vater angehörte. Wie für Karl Marx und Heinrich Heine – oder später Gustav Stresemann und Ludwig Thoma – war die Mitgliedschaft in der Burschenschaft für den zukünftigen Soziologen eine Selbstverständlichkeit.

Seit ihrer Entstehung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts beanspruchten diese studentischen Korps, eine Besonderheit der deutschen Kultur darzustellen und deren Wesen in exemplarischer Weise zum Ausdruck zu bringen: Traditionelle Lieder, Embleme, die die Zugehörigkeit zu einer Gruppe dokumentieren, eigentümliche Zeremoniellen, genau festgelegte Umgangsformen, ein mittelalterlich anmutender Ehrenkodex und archaische Initiationsriten sind die wesentlichen Elemente ihres Brauchtums, das zu einem gut Teil den Traditionen der Freimaurerlogen entlehnt ist. Heute zählen die Burschenschaften – trotz des Aderlasses, den die 68er Ereignisse und der neue Zeitgeist auslösten – noch rund 40.000 aktive Mitglieder und etwa 170.000 sogenannte „Alte Herren“. Sie sind im Ausland und selbst bei Deutschen, die in diesen Kreisen nicht verkehren, aufgrund ihres sektiererischen Obskurantismus kaum bekannt.

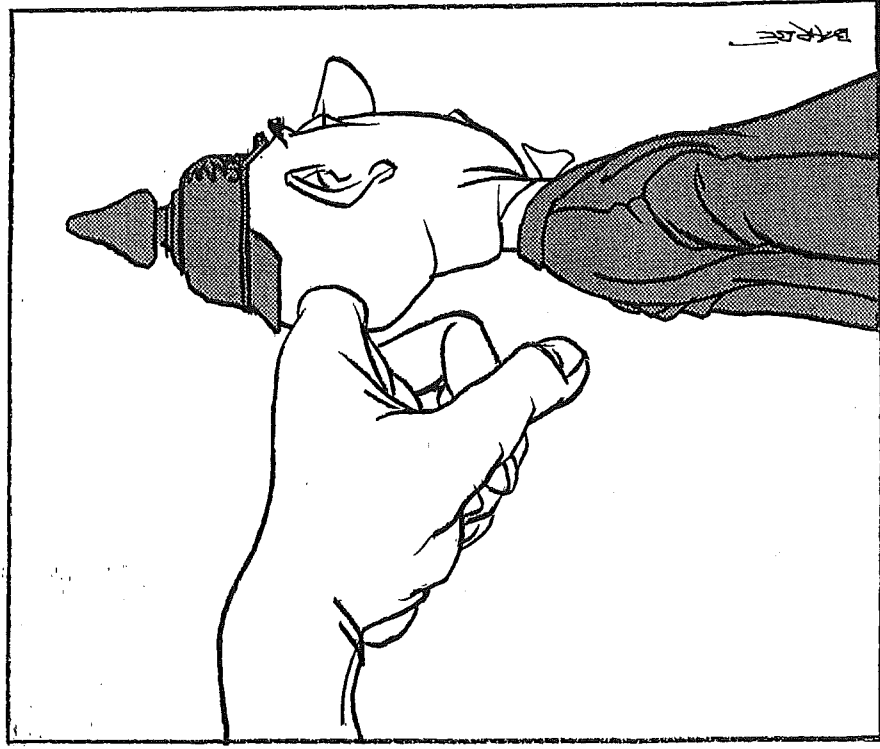
Als achtzehnjähriger Student an der Universität Heidelberg aß Max Weber gewöhnlich in Gesellschaft seiner Korpsbrüder der „Alemannia“, an mehreren Nachmittagen im

Monat nahm er an ihren Ausgängen teil. Das Korpsleben war eine Fortsetzung des Familienlebens; den Söhnen der privilegierten Schichten war damit ein gesellschaftlicher Rahmen geboten, in dem sie die letzten Jahre jugendlicher Sorglosigkeit verbringen konnten. Zwar mußte Max als „Fux“ (lateinisch Fucus: Drohne), also als Anfangsemester, alle möglichen Rituale und Schikanen über sich ergehen lassen; so schuldete er einem der Älteren, seinem persönlichen Mentor, Gehorsam.

Dafür aber war er in einen Kreis enger Freunde integriert und konnte sich auf die zuverlässige Unterstützung durch seinen Mentor verlassen. Zweimal pro Woche legten die Korpsbrüder ihre traditionellen Farben an und versammelten sich zu einem offiziellen Treffen, das nach einem minutiös festgelegten Zeremoniell ablief: Die sogenannte „Kneipe“, für die Verbindung eine Gelegenheit zum Feiern, mit paramilitärischen Übungen und Ritualen, endete nicht selten in einem dionysischen Gelage, in Form eines übermäßigen, jedoch genau geregelten Bierkonsums.

Max Weber hat dieses Zeremoniell nicht beschrieben; doch hat uns der französische Soziologe Célestin Bouglé, der fünfzehn Jahre nach Max Weber in Heidelberg weilte, seine Erfahrungen mitgeteilt:

„Am Fuße der großen Treppe der Universität hängt ein Schwarzes Brett, an dem die Vereine ihr Programm bekanntgeben. *Kneipe*, das bedeutet Fröhlichkeit, Sauferei, Ausgelassenheit. Ganz unten auf dem Programm steht eine kurze Bemerkung, die besagt, daß Gäste – auch ohne Empfehlung – herzlich willkommen sind. Das erleichterte mir meine Entscheidung. Ich wiederhole im Geist die Floskeln, die mir ein Freund, der sich in Studenten-



hole im Geist die Floskeln, die mir ein Freund, der sich in Studentenkreisen auskennt, beigebracht hat, die Worte, die man sagen, die Gesten, die man machen muß, um nicht unhöflich zu wirken. Diese rituellen Abläufe sind kompliziert. Es gibt ganze Bücher darüber; alle Buchhandlungen haben in ihrer Auslage ein Heftchen liegen mit dem Titel *Bier-Komment oder Wie man sich in den Kneipen richtig verhält...* Wir setzen uns an die beiden Seiten eines großen Tisches, der die gesamte Länge des Raumes einnimmt; auf uns ruht der Blick der drei Kaiser, Vater, Sohn und Großvater, deren Büsten überall stehen ... Plötzlich schlägt der Vorsitzende mit einem Holzhammer auf den Tisch und ruft *Silentium*, nimmt eines der dicken Bücher, die vor ihm liegen, und nennt eine Seitenzahl. Er hat das *Kommers-Buch* aufgeschlagen, das Gesangbuch für solche Feiern. Ein Student setzt sich ans Klavier, alle anderen singen im Chor, auch ich singe mit: *Wenn ich der liebe Gott wäre, so ungefähr lautet der Text des Liedes, würde ich Bier brauen, so viel, wie der Ozean Wasser faßt, ich würde mir ein Glas machen, so groß wie die Erde, und ich würde ohne abzusetzen trinken bis in alle Ewigkeit. Die Gemuethlichkeit hat ihre Gründe, die dem französischen Wesen unbekannt sind.*

Wie seine Mitfüxe handelte Weber sich beim sogenannten Pauken das Erkennungs- und Ehrenzeichen des Burschenschaftlers ein – die obligate Narbe auf der Wange, „Schmiß“ genannt, welche ihm analog zu archaischen Initiationsriten die Zugehörigkeit zum Lebensbund unverkennbar und unauslöschbar ins Gesicht schrieb. Ebenso wie die anderen Alemannen schwemmten ihn die vom

„Comment“ (frz.: etwa: Verhaltenskodex) oktroyierten Fluten von Bier, obwohl dieses, wie er schrieb, „dünn und schlecht, freilich auch ziemlich unschädlich“ schien, dermaßen auf, daß ihm die Mutter seinen perfekten Burschenschaftler-Habitus mit einer Ohrfeige quittierte.

Die äußerlichen Folgen der gesellschaftlichen Gepflogenheiten dieser Korporationen waren jedoch keineswegs irreversibel. Später versteckte Max Weber seine Schmissee unter einem Bart und verlor seinen Bauch, trotz seines fortbestehenden Hangs zum Renommiertrinken. Die Zugehörigkeit zur Studentenverbindung hinterließ aber in seinem Inneren symbolische Wunden, die nicht so schnell verheilten. „Ich scheue mich nicht, ganz offen zu sagen ..., daß ich die Schwierigkeiten, diese in unreifen Jahren auf der Universität unwillkürlich eingeübten Gesten wieder aus den Gliedern loszuwerden, am eigenen Leibe erfahren habe.“

Für die unbewußte Beeinflussung durch das Leben in den Studentenverbindungen und die Spuren, die es hinterließ, liefert Heinrich Mann in seinem Roman *Der Untertan* am Beispiel des jungen Diederich eine hervorragende Beschreibung: „Das Trinken und Nichttrinken, das Sitzen, Stehen, Sprechen oder Singen hing meist nicht von ihm selbst ab. Alles ward laut kommandiert, und wenn man es richtig befolgte, lebte man mit sich und der Welt in Frieden... Ihm war, wenn es spät ward, als schwitze er mit ihnen allen aus demselben Körper. Er war untergegangen in der Korporation, die für ihn dachte und wollte. Und er war ein Mann, dürfte sich selbst hochachten und hatte eine Ehre, weil er dazu gehörte.“

In anderen Worten: Eine solche Institution war in der Lage, die Per-

sönlichkeit ihrer Mitglieder von Grund auf zu verändern. Indem sich die Studenten der Autorität des Korps bedingungslos unterwerfen mußten, gewannen sie eine neue, erhöhte Identität, wurden sie durch die Initiationsriten und die Bürden der Gehorsamspflicht geläutert; auf diese Weise wurde die Grenze zwischen dem individuellen „Ich“ und dem kollektiven „Über-Ich“ überwunden. Der typische Burschenschaftler ähnelte also in vielerlei Hinsicht dem typischen Reserveoffizier: In der wilhelminischen Ära stellte dieser das Ideal der Männlichkeit und den Inbegriff des Ehrenmannes dar, der durch eine extreme Förmlichkeit und seine selbstgefällige Arroganz gekennzeichnet war.

Geliehener Schneid

Solche Analogien bestehen nicht zufällig. Die damalige Gesellschaft war noch zutiefst geprägt von den sozialen Gegensätzen, wie sie im *Ancien régime* herrschten: der nach außen hin geschlossenen „vornehmen Gesellschaft“, die sich aus dem Adel rekrutierte, stand das Bürgertum gegenüber, das auf der Hinterbühne der Geschichte weiterhin auf den sozialen Aufstieg wartete. In einer solchen ständischen Gesellschaft konnte sich dieser aber nur in Form einer kollektiven Illusion vollziehen: Der Burschenschaftler, ein neuer Typ des „Bourgeois gentilhomme“, würde sich, wie Max Weber schreibt, „einige äußerliche Merkmale der Schicht, der er gerne angehören möchte, zu eigen machen, ohne jedoch völlig das Gefühl loswerden zu können, ein Parvenü zu sein“.

Die seitens der Couleurstudenten offen zur Schau gestellte Grobheit

und der Schneid des Offiziershabitus werden, wie Weber treffend polemisiert, zur „Karikatur, wenn sie über diesen Kreis hinaus von nichtmilitärischen Kreisen als vorbildlich behandelt werden: wenn sie eine Mischehe eingehen mit gesellschaftlicher Formen, die dem Pannalismus entstammen. Und das ist bei uns der Fall.“ Statt zu „weltmännischer Erziehung“ führt dies, so Weber, nur zu deren Gegenteil und schlägt sich in „subalternen sozialen Formen“ nieder, worin die Burschenschaften ihre eigentliche Daseinsberechtigung fanden. Hinter ihren Bräuchen verbargen sich „Karriere-Versicherungsanstalten“, ein bei der Besetzung hoher Beamtenposten besonders wirksames Netz von Beziehungen. Die Mitgliedschaft in einer Burschenschaft verlieh eine über jeden Verdacht erhabene moralische Integrität und sorgte für einen leichteren Zugang zu Titeln und Ämtern. Als „Propädeutikum“ für die Disziplin im Amt übernahmen die Studentenverbindungen vor allen Dingen die Rolle einer Kaderschmiede für Verwaltungseliten.

Heutzutage pflegen die Burschenschaften weiterhin ihre traditionelle Folklore und haben immer noch ihre sozialen Funktionen. Letztere erklären das Überleben ersterer, deren Anachronismus ans Lächerliche grenzt. Doch auch wenn die Studentenverbindungen den Anschein von lebenden Wachsfigurenkabinetten oder altmodischen Kasperltheatern erwecken und man bei näherem Hinschauen den Eindruck hat, die Vorführung eines Volkskundemuseums zu erleben, finden sie nach wie vor Zulauf. Sie bieten weiterhin eine Vielzahl von Vorzügen, zu denen nicht zuletzt gesellschaftliche und berufliche Förderung zählt, die durch ein immer noch stabiles und intaktes Netz von Beziehungen gesichert ist.